



Sommerlaune im Textbaukasten

*Für die Stadtrevue experimentieren vier Autor*innen mit literarischen Formen*

Sorry, aber wir müssen noch mal über Corona sprechen. Klar, jetzt, im Sonnenmonat Juli hat niemand Lust, sich von einem Virus die Laune verderben zu lassen, dessen ärgste Folgen wir gerade zurückgedrängt haben. Aber mit dem Virus werden wir noch etwas leben müssen, auch wenn unser Leben bevorzugt auf dem Sofa mit der Nase zwischen zwei Buchdeckeln oder vorm E-Reader stattfindet.

Auch für diejenigen, die all die Bücher geschrieben haben, die wir während des Quasi-Lockdowns lesen konnten, waren die vergangenen Monate schwer. Dabei könnte man ja meinen, dass sie genügend

Zeit zum Nachdenken und Schreiben gehabt haben sollten. Aber um schreiben zu können, müssten Autor*innen mittlerweile zuerst aus ihren Werken vorlesen können. Wenn die Einnahmen daraus wegfallen, ist es mit dem Schreiben auch schwierig. Denn Unsicherheit macht oft un kreativ. Wer es nicht glaubt, kann die Corona-Tagebücher lesen, die während der Pandemie erschienen sind.

Also haben wir beschlossen, diese *Stadtrevue*-Literaturstrecke dem Experiment mit literarischen Formen zu widmen und dafür Autor*innen mit Bezug zu Köln eingeladen. Karosh Taha erzählt

von einer Liebesaffäre und den dafür notwendigen Illusionen. Dafür schneidet Taha epistolische Elemente mit Autofiktion zusammen und spielt mit der Typographie. Wer spricht? Man weiß es nicht so genau, und das ist auch gut so. Simone Scharbert hat dagegen die Illustrationen von Rinah Lang und Katrin Stangl als Ausgangspunkt für ihre Arbeit genommen. Sie nimmt alte Ausgaben der *Stadtrevue* und unseres Gastro-Guides *tagnacht* als Ausgangsmaterial und formt daraus Text-Bild-Collagen. Thorsten Krämer verwischt dagegen die Grenzen zwischen Oralität und Schrift-

lichkeit, indem er eine Unterhaltung im Agnesviertel simuliert, die sofort bekannt erscheint, obwohl sie nie stattgefunden hat. Adrian Kasnitz hat zwei Geschichten geschrieben, deren Themen unterschiedlicher nicht sein könnten. Dem Ärger über den Zustand der Welt folgt die Beschreibung eines Konflikts im Urlaub, der uns in diesem Corona-Sommer so weit entfernt scheint wie schon lange nicht mehr.

Text: Christian Werthschulte
Foto: pontchen/Photocase

EIN KREIS, EIN KREUZ

Am 17. Juni fingen wir an zu fasten, wir warteten auf den Sonnenuntergang und brachen das Hungern mit einer Dattel und Milch nach dem Vorbild des Propheten. Ich schmeckte nichts, M, niemand wusste, dass ich seit Monaten schon fastete. Nach dem Abendmahl gingen wir in der verbliebenen Hitze des Tages in die Moschee. Wir trugen Weiß gegen die Hitze, gegen die Blicke, Frauen saßen in einem kleinen Raum in der Moschee nebeneinander wie verpuppte Larven. Ich zwängte meinen Körper an den ihren vorbei – warm wie neugeboren,

- 1 Ich werde Asche essen.
- 2 Ich log, mit anderen Worten: Ich liebte.

warm, wie du auf mir liegst, ich bitte dich, mir in den Mund zu spucken.

Ich verbeugte mich, im Gebet machte ich meinen Körper klein, auf dass er verschwinde, klein, auf dass Gott mich übersehe, und ich betete und ich werde beten, Mach, dass ich vergesse. Alif Lam Mim. Ich wünschte, ich wäre gläubig.

Dein Sperma rinnt an meinem Brustbein hoch, ich erinnere mich, sammelt sich in der Kuhle meines Halses. Unter der Dusche wäschst du mich sauber, ich weine, weil ich mich erinnere:

deine Eltern fragen, ob ich meinen Eltern gegenüber kritisch bin.

Ich lüge sie an, um mit dir zu sein.

Wie oft Lügen meinen Mund verlassen haben, wie viele Lügen ich geboren habe, um eine Nacht neben dir zu schlafen.

Wir bauen dir ein narratives Ich, M, sonst brichst du zusammen. Ich grabe uns beiden ein Loch und ich lege mich da rein, dein Sperma in meiner Halskuhle, du schaust auf mich herab,

du hast die Augen deines Vaters, und du fragst, ob ich gut liege.

M, sag bitte deinen Eltern, dass ich jeden Tag meine Mutter und meinen Vater verrate.

Wir stricken dir ein narratives Ich und den Glauben, die Religion, fädeln wir in deine Ichstruktur ein, wir stricken dir ein Rückgrat aus Erzählungen, aus Wörtern und Lügen, die meinen Mund verlassen haben, die ich gebäre, um in der Nacht gut neben dir zu liegen, kein Kind wird in meiner Gebärmutter leben.¹ Ich spucke in meine Hand, damit dein Sperma auf meine Brüste fließt und sich im Nabel sammelt.

Von meinem Nabel bis zur Halskuhle lüge ich Vater und Mutter an.²

Bitte deine Eltern, mir daraus einen Strick zu drehen. Immer diese Vorstellung in meinem Kopf: deine Mutter in einem langen Gewand knüpft ein Netz; ihre Finger schwielig und trocken. Ich spucke in meine Hand.

Ich breche auseinander. Wenn ich schreibe, halten mich die geraden Sätze zusammen.
Ich werde nicht sprechen, weil Lügen meinen Mund verlassen. Ich schreibe, weil ich
den Geraden vertraue, dass sie mich zusammenhalten.

Du hast mich aufgebrochen neuarrangiert neu zusammengesetzt aber
ich kann trotzdem nicht mehr sprechen weil alle erstaunt sind dass ich es kann

wie gut ich sprechen kann

man lobt mich falsch, man demütigt mich und deswegen fliehe ich ins Schreiben,
das mir erlaubt mit den Händen zu sprechen und meine Hände weigern sich zu lügen.

Dein Vater, seine Augen blau wie
Flecken, sagte, ich sollte froh sein,
keine Türkin zu sein, sonst hätte ich
nicht so gut Deutsch gelernt, ich sollte
froh sein, Kurdin zu sein. Du hast die
Augen verdreht, die Augen, die auch
seine sind. Er sagte, die Gehirnstruktur
des Türken erlaube ihm
nicht, Deutsch akzentfrei, fehlerfrei
zu sprechen, wenn er Deutsch
erst mit sechs Jahren gelernt hat,
der Türke versteht keinen Kleist,
wenn er Deutsch erst mit sechs
Jahren gelernt hat.³

Deine Eltern tragen Kostüme,
und niemand wird mir glauben,
was sie mir sagten, weil doch nur
Lügen meinen Mund verlassen.
Das ist meine Strafe.⁴

Meine Schwester im Bauch meiner
Mutter kündigte mit einem Zittern
die Ankunft der Kampfflugzeuge an.
Meine Mutter wird sich immer fragen,
ob die Vibrationen, ausgelöst durch
die Kampfflugzeuge, meine Schwester
zum Bewegen brachten, oder ob diese
Bewegung im Bauch meiner Mutter
ihre erste Kontaktaufnahme war.
Meine Mutter wird sich immer fragen.
Wir werden niemals wissen.

Das ist der Zustand
oder
das ist der Zustand

Es gibt immer zwei Gründe für jede Bewegung und immer
die Ungewissheit zwischen den Gründen, die

da gut liegt. Wir halten nur zwei
mögliche Zustände aus und fürchten,
dass es mehr gibt.

Ich wünschte, du hättest gesagt, es gibt eine Andere, ich wünschte, deine Liebe
hätte sich auf eine andere Person gerichtet, aber nicht: *das ist mir zu viel*.

Ich wünschte, wir hätten nebeneinander gesessen, nicht aufeinander,⁵
denn jetzt liege ich in der Grube. Ich wünschte, Sätze müssten
nicht enden. Irgendwann wird der letzte Satz geschrieben sein,
ich will den Punkt setzen. M, du bist es gewesen, der meine Schwester
im Bauch meiner Mutter zum Zittern brachte,

- 3 Sie sind vorsichtig mit ihren Körpern, aber nicht mit ihren Worten. Deine Mutter schüttelte mir jedes Mal die Hand, sie hielt mich nur in dieser Distanz aus.
- 4 Und meine Strafe: Niemand respektiert meine Eltern, deswegen respektiere ich sie umso mehr.
- 5 »Und wenn du Angst hast, öffentlich gefickt zu werden, dann ficke ich dich heimlich.«
Henry Miller: Wendekreis des Krebses, Deutsch von Kurt Wagenseil, Reinbek bei Hamburg, ³⁶1979, S. 18.

>>>

sie ist eine Hellseherin gewesen.
Sie hätte mich vor dir warnen können.
Sie hätte mir sagen können, dass ich
in einem Land aufwachsen werde,

wo man von oben auf mich herab-
schaut, mit Augen wie Flecken,
und sagt, Du lügst deine Eltern an,
welche Lügen erzählst du uns.

Ich lüge und werde lügend schreiben, wie ich lüge,
als ich schrieb, ich lüge.

M, ich bin Schriftstellerin und

dein Vater Botschafter

und wenn ich lüge, wird es auf dem Papier wahr

und wenn er lügt,

zittern Ungeborene in den Leibern
junger Mütter.

Wie gut, dass du Arzt bist und die Mütter versorgst

und wie gut, dass deine Mutter
Psychologin ist und ihre
Wunden heilt⁶

und ich schreibe darüber und so schließt sich der Kreis
und so errichten wir ein Kreuz.

Die Gebetskette klackerte zwischen
den Fingern; jede Perle trägt einen Namen
Gottes in sich, zwischen meinen
Fingern passierten neunundneunzig
Götter, und sie alle sind der eine Gott,
der hundertste, der erste, der letzte, der
aus einem Klumpen Erde einen Klumpen
Blut formte und diesen Adam
nannte, Adam ist der erste Prophet gewesen,
ihm folgten weitere. Ich kenne
Ibrahim, Nuh, Daoud, Isa, Musa, Samail,
Ismael, Mohammad.

Wenn du es wünschst, schneide ich ihnen die Kehle durch, und du wirst auf mich herabschauen und sagen:

aber ich kann nicht lügen.

Gott verspricht den Gläubigen, ihre
früh verstorbenen Kinder im Paradies
in bunt gefiederte Vögel zu verwandeln,
bis sie mit ihren Eltern vereint werden,
und an der Pforte zum Paradies bringen
die Kinder ihren verdursteten Elternseelen
Wasser aus dem Kawthar.

Dein Vater erzählte mir, er konnte mit einem blauäugigen und blonden Jungen nicht in einem islamischen Land leben, in der Schule hätten die Muslime dich sonst vergewaltigt. Wir standen vor deinem Vater, nein, wir saßen da, nein, wir wollten gehen, nein, wir schwiegen bloß und ich schaute zu dir, ich hatte Angst dich anzufassen, vor deinen Eltern.

Ich schreibe diesen Brief, um keine Spuren zu hinterlassen,⁷ um in Ungewissheit zu bleiben, ob du den Brief erhalten hast, ob du ihn gelesen hast; ich werde keine blauen Häkchen sehen, die mich beruhigen, die mich ungeduldig machen, die mich berechtigen, auf eine Antwort zu warten; ich schreibe diesen Brief, weil ich keine Antwort will. Es ist eine Mitteilung, keine Erwartung. Ich schreibe, weil ich schwieg.⁸

Gestern verbrannte ich die Geburtstags- und Neujahrskarten, die ich von dir bekommen hatte,⁹ sechs an der Zahl für drei Jahre. Ich legte sie auf ein Blech und verbrannte sie einzeln, ich hatte mir dafür ein Feuerzeug gekauft und das harte Papier krümmte sich, und die Buchstaben verdrehten sich, und zurück blieb Asche in meinen Händen. Ich streute sie auf die Straße, das Papier, zart und schwarz, flog durch die Luft, legte sich auf Autos, legte sich auf Bäume, legte sich auf meine Wangen, im Spiegel sah ich es. Du hast mich zu einer *rîrash* gemacht. Einer Schwarzwangigen, einer Befleckten. Ich wusch mir das Gesicht, aber im Spiegel blieb ich, bleibe ich eine *rîrash*.¹⁰

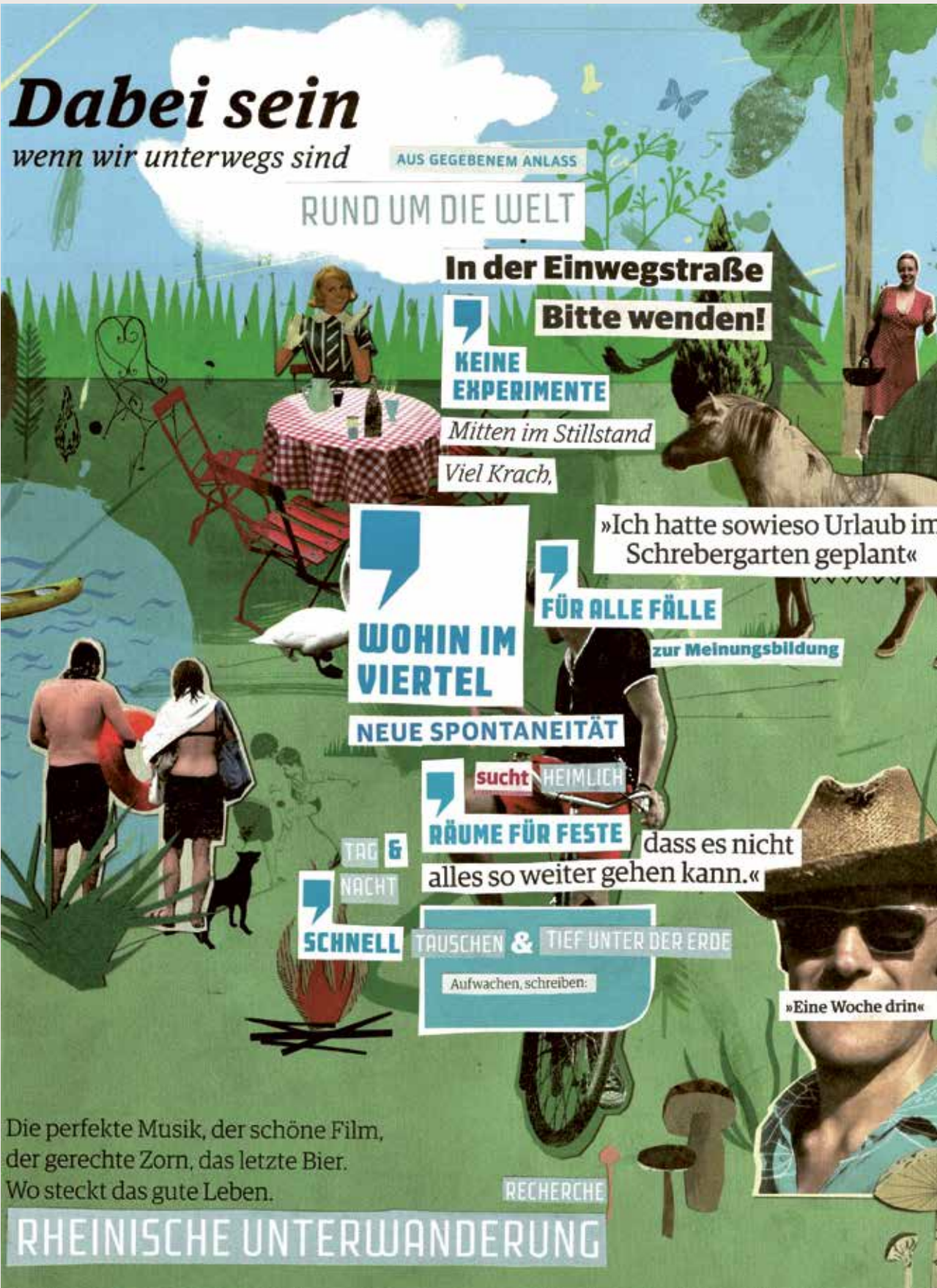
Meine Mutter trank Asche, um Asche zu gebären, und ich kam auf die Welt. Sie wollte nicht eine weitere Missgeburt: Meiner Schwester fehlte der Mund; sie hätte niemals lügen können.

Mein Handy vibriert. Ich habe Angst, dass du mir schreibst.
Ich habe Angst, dass du mir nicht schreibst.
Dieser Brief enthält 1563 Wörter, 1563 falsche Entscheidungen.¹¹

- 7 Ich habe gesehen, dass du meine letzte Sprachnachricht nicht abgehört hast. Ich erinnere mich, wie du auf mir maltest, dein Zeigefinger mit Sahne verschmiert oder war's doch eine Körperflüssigkeit, und du hast deinen Vater verteidigt und gesagt, er hat Sachen gesehen, die ich mir nicht vorstellen kann, und mit diesen Augen wie Flecken hast du auf mich herabgesehen und gesagt, ich wisse nichts.
- 8 Schreiben ist Warten, auf sich Warten.
- 9 Mit Karten hast du mich vertröstet, mit Fingern in Sahnetorten, mit Fingern in meinem Mund hast du mich vertröstet.
- 10 »'Tis time to die, when 'tis a shame to live«, sagt Beatrice, bevor ihr Frischvermählter, Alsemero, sie ersticht, seine Frau, die für ihn ihren Verlobten hatte umbringen lassen, mit dem Mörder schlief, weil sie sich erpressbar gemacht hatte, in der Hochzeitsnacht nicht mit ihrem geliebten Alsemero schlafen wollte, weil sie sich schämte, weil sie ihm nicht die Hörner aufsetzen wollte, und stattdessen ihre Hofdame vorschickte, und ihre einzige Verteidigung war: »You made me a cruel murd'ress«, und ihre letzten Worte: »Forgive me.« Es ist so einfach, das Richtige zu tun, wenn man nicht gezwungen ist, das Falsche zu tun.

11

Karosh Taha, geboren 1987 in der kurdischen Stadt Zaxo, lebt und schreibt im Ruhrgebiet. Ihr Debütroman »Beschreibung einer Krabbenwanderung« erschien 2018 beim DuMont Buchverlag, wo auch ihr zweiter Roman »Im Bauch der Königin« in diesem Frühjahr veröffentlicht wurde. Sie erhielt neben zahlreichen Stipendien, darunter das Brinkmann Stipendium der Stadt Köln, auch den Förderpreis des Landes NRW und den Hohehemser Literaturpreis 2019.



Simone Scharbert lebt und arbeitet als Autorin und Dozentin für Literatur in Erfstadt. Zuletzt erschien ihr Prosa-Debüt »du, alice. eine anrufung« (edition Azur): Eine Annäherung an das Leben der Tagebuchschreiberin Alice James, die u.a. aufgrund einer Hysterie-Diagnose große Teile ihres Lebens im Bett verbringen musste. www.simonescharbert.de

MY CORONA

VOR ORT:

DAS LEBEN DANEBEN

MY CORONA

»Wir merken ja jetzt,

»Das war ein Schock«

INNEN

BLEIBT ALLES ANDERS

Es lebe die
Zärtlichkeit

ACID UND INSEKTEN

dahingeschleudert

Alles dreht sich Fünfminuten

SCHWEISS AUF DER STIRN

Sprache der Bühne

DURCH DIE

WIR HABEN UNS DAZU GELEGT

MY CORONA

MY CORONA

UNTER BÄUMEN

DOXA

Sie gehen die Neusser Straße entlang, Richtung Innenstadt. Die Sonne scheint.

- Johannes hat jetzt geerbt. Es reicht leider nicht für uns beide, aber er braucht jetzt erst mal nicht zu arbeiten.
- Ihr habt keine gemeinsame Kasse?
- Nee, wir kennen uns ja erst ein Jahr. Und ich mag auch nicht ausgehalten werden.
- Verstehe.
- Aber er leiht mir vielleicht was. Ich muss mir jetzt auch langsam mal was überlegen.
- Was kaufen, meinst du?
- Ja.
- Ich dachte, du hast jetzt erst mal das Stipendium für die Diss.
- Ja, aber wie's danach weitergeht, keine Ahnung. Für die Uni bin ich schon zu alt.
- Ich wär da nicht so pessimistisch.
- Du bist ja auch als Kind in den Optimismustopf gefallen.

An der Inneren Kanalstraße springt die Ampel auf Rot. Sie bleiben stehen und warten. Ein Mann auf einem Fahrrad fährt vorbei. Die Ampel springt auf Grün. Sie gehen weiter.

- Aber du ziehst trotzdem jetzt nach Berlin, für die Diss?
- Weiß noch nicht.
- Wo würdest du denn kaufen? Hier in Köln?
- Quatsch, das kann ich mir nicht leisten. So viel Geld hat auch Johannes nicht. Eher gar nicht in Deutschland. Vielleicht in Holland, irgendein nettes Städtchen am Meer.
- Und dann pendeln nach Berlin?
- Ja, einmal im Monat reicht.
- Hm.
- Was?
- Warum nicht eine vermietete Wohnung kaufen, und mit der Miete dann schon mal was abzahlen?
- Nee, auf keinen Fall.
- Wieso?
- Dann zahlen die Mieter ja für mich die Wohnung, das ist doch voll asozial.
- Du kannst die Miete ja senken.
- Nee, das geht gegen meine Überzeugungen.
- Die Miete senken?
- Haha.

Sie gehen an der Agneskirche vorbei, dann an dem Kiosk.

- Lass mal hier lang gehen, das ist kürzer.
- Ok.

Sie biegen in die Weißenburgstraße ein. Über ihnen zieht eine große Wolke vorbei.

- Die ganze Pendelei ist natürlich auch suboptimal.
- Wegen Klima? Geht so, ich würde natürlich mit dem Zug fahren.
- Trotzdem.
- Na ja, wie gesagt.
- Wie lange läuft das Stipendium?
- Drei Jahre.
- Vielleicht gibt's ja Leute, die in den nächsten drei Jahren gerne in Holland am Meer wohnen würden und sich freuen würden über eine niedrige Miete?
- Kennst du jemanden?
- Nee, ich mein nur theoretisch.
- Du, das ist für mich eine grundsätzliche Frage.
- Ja, für mich auch.

Sie schweigen. Sie kommen an einer offenen Tür vorbei. Im Souterrain sitzt eine Frau an einem Schreibtisch. Sie schauen beide im gleichen Moment zu ihr hin. Sie schaut nicht zurück.

- Und Johannes?
- Was ist mit Johannes?
- Will der nichts kaufen?
- Er meint, Immobilien machen einen immobil.
- Haha.
- Seine Eltern haben sich scheiden lassen, wegen dem Haus, das sie gekauft hatten.
- Echt jetzt?
- So geht zumindest die offizielle Familiengeschichte. Der ständige Stress wegen der Raten, hatten sich wohl etwas übernommen.
- Soll vorkommen. Und deine Eltern, haben die nicht auch gebaut?
- Ja, aber mein Vater war ja Beamter, das lief alles easy.
- Dann erbst du ja auch mal.
- Nee, kann ich vergessen. Seit mein Vater tot ist, fährt meine Mutter voll den religiösen Film. Geht da in so eine komische Kirche, der wird sie alles vermachen.
- Wow.
- Ja, ziemlich weird.
- Ich glaube, den Pflichtteil bekommt man immer. Man kann gar nicht enterbt werden, nicht in Deutschland. Das gibt's nur in Hollywood-Filmen.
- Weiß nicht. Jedenfalls rechne ich mit nichts.

Sie erreichen den Reichenspergerplatz. Sie bleiben stehen und schauen sich um.

- Wenn da der Ebertplatz ist, müssen wir hier links, glaub ich.
- Ok.

Sie gehen die Riehler Straße entlang, stadtauswärts.

- Dann lebt Johannes jetzt einfach von dem Geld, bis nichts mehr da ist?
- Das ist der Plan, ja.
- Dann nimmt er auch keine Jobs mehr an?
- Kommt eh nichts rein jetzt.
- Aber wenn, würde er absagen?
- Das fragst du ihn am besten selbst. Warum willst du das so genau wissen?
- Ach, bin nur neugierig. Ich hatte noch nie so viel Geld auf einmal.
- Ja, ich auch nicht.
- Ah, Mist. Da vorne kommt die Zoobrücke. Wir sind falsch gegangen.
- Vorhin gerade? Kam mir gleich komisch vor.

Sie drehen um.

- Und bei dir?
- Ach, immer dasselbe.
- Immer noch solo?
- Na ja, unter den Umständen jetzt? Wie soll man da jemanden kennenlernen?
- War bestimmt hart.
- Geht so.
- Machst du noch Musik?
- Mehr so für mich.
- Aber im Herbst geht's weiter mit den Auftritten?
- Mal schauen. Da drängelt sich dann ja alles.
- Seit wann muss man dir eigentlich alles aus der Nase ziehen?
- Haha, findest du?
- Schon.
- Tut mir leid, aber es gibt wirklich wenig Neues bei mir. Ich hab auch kein Erbe in Aussicht in nächster Zeit.

- Ach, das ist es?
- Wie, das ist es?
- Das ist ja nicht mein Erbe, sondern das von Johannes. Ich hab da gar nichts von.
- Ich dachte, er leiht dir was.
- Ja, aber das ist ja auch nur geliehen. Und wer weiß, wie das überhaupt weitergeht mit uns.
- Nicht, dass das Geld euch noch auseinander bringt.
- Sag mal, was ist eigentlich los mit dir?
- Wir müssen hier rüber.

Sie überqueren die Riehler Straße und gehen in die Wörthstraße.

- Hier war ich auch noch nie.
- Da vorne ist die Katholische Hochschule.
- Ah.
- Geradeaus geht's zum Rhein, aber wir müssen hier rechts.

Sie biegen ab in die Clever Straße. Eine Weile gehen sie schweigend. Sie erreichen den Theodor-Heuss-Ring. Sie gehen über die Wiese.

- Hast du das mitbekommen, als hier die Haltestelle stand?
- Wo?
- Hier, auf dem Rasen. War so eine Kunstaktion vor ein paar Jahren.
- Nee. War gut?
- Ja, coole Aktion. Könnte man heute auch nicht mehr machen.
- Was ist aus deinem Optimismus geworden?
- Selbst mein Optimismus hat Grenzen.
- Das will was heißen.
- Hast du eigentlich noch Kontakt zu Tanja?
- Wie kommst du denn jetzt auf Tanja?
- Ich muss immer wieder mal an sie denken.
- Ich hab ewig nichts mehr von ihr gehört.
- Sie ist nach Frankreich gezogen, hab ich gehört.
- Das hab ich dann schon nicht mehr mitbekommen.
- Echt?
- Nach der Geschichte damals haben wir nicht mehr viel gesprochen.
- Ja, war bei mir auch so.
- Dass du jetzt auf Tanja kommst! Echt strange.
- Wieso?
- Du kommst mir vor, als wärst du auf so nem Nostalgietrip. Deshalb auch diese latente Feindseligkeit.
- Haha, »latente Feindseligkeit«, das ist gut. Feindselig und nostalgisch. Passt nicht so richtig.
- Passt super.
- Ach ja?

Sie bleiben stehen. Aus sicherer Entfernung schauen ihnen einige Enten zu.

- Klar. Du vermisst die Vergangenheit und bist deshalb feindselig gegenüber der Gegenwart.
- Und die Zukunft?
- Was ist mit der Zukunft?
- Das muss doch immer so ein Dreiklang sein: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Wie stehe ich zur Zukunft?
- Vor der Zukunft hast du Angst, ist doch klar.
- Ok. Nostalgisch, feindselig, ängstlich. Gute Kombi.
- Das wird die Grundlage meiner Studien zum defizitären Charakter.
- Haha.

Sie lassen den Park hinter sich und gehen weiter auf der Clever Straße.

- Und du würdest wirklich nach Holland ziehen?
- Ans Meer, ja. Amsterdam wäre natürlich auch super, aber kann ich mir nicht leisten.
- Sind da nicht nur Touristen?
- Geht. Es gibt auch ruhigere Orte.
- Dann bist du am Ende wieder in einer Kleinstadt gelandet. Wollten wir da nicht eigentlich weg?
- Das ist nicht so schlecht, wie du denkst. Außerdem sind die Holländer viel offener als die Deutschen, auch in den Kleinstädten.
- Ist das so?
- Wie lange wirst du dir Köln noch leisten können?

- Nicht mehr lange wahrscheinlich.
- Und was ist der Plan B?
- Den gibt's nicht.
- Dann komm doch mit.
- Die Holländer werden sich freuen.
- Die meisten Deutschen da haben nur so Ferienhäuser, die stehen zehn Monate im Jahr leer. Aber wir würden ja da richtig wohnen. Uns einbringen, unseren Beitrag leisten.
- Noch schlimmer.
- In so einem kleinen Ort kann man viel eher was erreichen, also was verändern, mein ich. In den großen Städten kann man bald nicht mehr leben.
- Sag doch gleich, dass du eine Kommune gründen willst.
- Ja, warum eigentlich nicht?

Sie erreichen den Thürmchenswall.

- Ich bin mir nicht ganz sicher. Ich glaube, wir müssen noch weiter geradeaus.
- Gib mal die Adresse, dann gucke ich bei Google Maps.
- Ich hab die Adresse nicht, ich bin immer so da gewesen.
- Na super.
- Aber gerade bin ich mir nicht sicher.

Sie schauen sich um.

- Das Brauhaus da, daran erinnerst du dich doch bestimmt.
- Ja. Ja, ich glaube, wir müssen noch weiter.
- Ok.

Sie gehen weiter.

- Ich glaube nicht, dass ich nostalgisch bin. Ich versuche nur, besser zu verstehen.
- Diese Geschichte mit Tanja?
- Überhaupt. Mich, was alles passiert ist, was jetzt passiert.
- Klar. Das tun wir doch alle.
- Hast du das Gefühl, du hast noch den Überblick? Du kannst guten Gewissens Pläne machen?
- Na ja, jetzt schreib ich jedenfalls erst mal die Diss.
- Und kaufst dir eine Wohnung am Meer.
- Idealerweise, ja. Warum reitest du so auf dieser Wohnung herum?
- Das muss der berühmte Sozialneid sein.
- Ich glaube echt, dir geht's nicht gut.
- Ja, kann sein.
- Das Alleinsein bekommt dir nicht.
- Haha.
- Echt.
- Wahrscheinlich sollte ich mich auch mal locker machen?
- Das hab ich nicht gesagt.
- Stimmt.
- Du bist halt schon die ganze Zeit so komisch.
- Tut mir leid, wenn ich dir die gute Laune kaputt mache.
- Quatsch. So gut ist meine Laune gar nicht.
- Aha.
- Ja. Und das weißt du auch.
- Dann bin ich ja beruhigt.
- Haha.
- Ah, hier ist es.

Sie bleiben stehen. Sie klingeln. Sie setzen, wie in einer choreographierten Bewegung, die Masken auf.

Thorsten Krämer, geboren 1971, freier Autor und Gestalttherapeut. Diverse Veröffentlichungen, zuletzt: »Schwankungen der Füllhöhe. Gedichte 1995–2018.« Elif Verlag 2020, www.thorstenkraemer.de

Adrian Kasnitz

AMAZONAS WÜRGEVOGEL

Der Urwald brennt, die Hitze kommt schon hierher, zu uns
die Bäume, Tiere, Menschen brennen, die Anwohnerin
schickt ein Video in die Welt und weint, bevor
ja, bevor sie was tut? (Warum schreit?)
Sich in den Amazonas stürzt? Sich von den Flammen
aufzehren lässt? Barfuß den weiten Weg nach Brasilia läuft
um den Präsidenten mit bloßen Händen zu würgen
oder seinen künstlichen Darmausgang zu stopfen?
(Was niemals gelingen wird.)
Immer sind solche Typen Tyrannen von Gott oder
anderen höheren Mächten gesegnet.

Adrian Kasnitz, geboren an der Ostsee, aufgewachsen in den westfälischen Bergen, lebt als Schriftsteller, Übersetzer und Herausgeber des Verlags parasitenpresse in Köln. Zuletzt erschienen von ihm der Roman »Bessermann« (Launenweber 2017) und die ersten sechs Teilbände des Kalendarium-Lyrikprojekts (parasitenpresse 2015-2020). Einmal im Monat lädt er Autor*innen in den Literaturklub im Theater »die wohngemeinschaft« zu Lesungen ein.

TRAUM VON ISTANBUL

Träumte ich, dir aus Istanbul zu schreiben?
Dir eine Postkarte zu schreiben, in der ich
davon schrieb, wie ich versuchte, Gedichte
zu schreiben und in den Gedichten Konstantinopel
suchte, deinetwegen? Oder meinetwegen Byzanz.
Jeder hat eigene Interessen in einem Traum.
Ich will schreiben und du willst, dass ich bei dir bin.
Ich will Raki trinken und du willst die Griechen
finden, die sich irgendwo verstecken. Ich will
ganz bis zu den Byzantinern, den Römern
hinabsteigen. Du willst jetzt schwarzen Tee und
einen Simit, einen Sesamkringel, weil dein
Großvater Sesamkringelverkäufer war, natürlich
ein griechischer, der Koulouri sagte und
Koulouri anpries. Jeder hat eine eigene
Sprache in einem Traum. Jeder hat eigene
Interessen in einem Traum. Ich will jetzt küssen
und du willst jetzt nicht. Ich will ins Meer springen
und du willst die Möwen füttern. Ich will hoch hinaus
über den Bosphorus fliegen, dir reicht das Boot.
Jeder hat ein eigenes Fortbewegungsmittel in einem
Traum. Jeder hat einen eigenen Traum in einem Traum.